

Nordischer Telegraph.

Wöchentlich erscheint eine Nummer

12—16 Seiten zu drei Spalten. Preis vierteljährlich:
Deutschland 1 1/2 Rthlr. 2 Fl. 42 Kr. Rh. 2 Fl. 15 Kr.
In Dänemark, Norwegen und Schweden 1 Species.
Holland 3 Gulden. In Belgien 6 Francs. Inserate
werden mit 2 Ngr. die gespaltene Zeile berechnet.

Verlag

von

Carl F. Fork

in

Leipzig.

Beiträge und Inserate nehmen an:

In Kopenhagen: Løse & Delbanco. Christiania: Feilberg & Landmark. Stockholm: C. A. Bagge. Gothenburg: D. Bonnier. Lund: S. Gleerup. Amsterdam: Joh. Müller. Rotterdam: A. Bâdefor. Brüssel: Carl Muquardt. Antwerpen: M. Kornicker.

18. Mai.

N^o. 33.

1849.

Inhalt:

I. Politik und Tagesgeschichte.

Die deutsche Presse in der dänischen Sache. — Correspondenzen und Zeitungsschau. Dänemark: β Kopenhagen den 9. Mai: Gesandte von Friedensunterhandlungen und von der Ankunft des Herzogs von Leuchtenberg. Der Reichstag. Neues Dampfschiff der Marine. — Dem Kriegsschauplatz: Die Gefechte bei Gudstved bei Gudstved und Eltang. Die Bayern in Wien. — Ura Lehmans Gefangennehmung. — Notizen: Times über die Eroberung von Wsen. Unteraunt von Gastensfeld. Schiffsahrt im Eende. Schwedische Schiffsahrt. Hedemora in Schweden abgetraunt.

II. Literatur Wissenschaft und Kunst.

Herrn Herman Wessel, von P. L. Möller. (Schluß.) — Bücherchau: J. Kramers, geographisch-statistisch-historisch handboek. — Verhandlungen der schwedischen Akademie der Wissenschaften. — Notizen: Nordische Sängervereine in London. Dänische Preisbewerbungen. Unterstützung der Wissenschaften in Schweden. Botala's mechanische Fabriken. Ein Lappländisches Mädchen von einem Bären entführt.

I. Politik und Tagesgeschichte.

Die deutsche Presse in der dänischen Sache.

(Zur Aufnahme in die „Börsenhalle.“)

Mit der obigen Ueberschrift enthält das Rostocker Blatt „Flyveposten“ einen Aufsatz, in dem auf welchen die Hamburger „Börsenhalle“, wie er zunächst gerichtet ist, in ihrer Nr. 11,470 folgende Erklärung abgibt:

„Die „Flyvepost“ stellt an die „Börsenhalle“ das fabelhafte Ansinnen, einen sechs und eine halbe Spalte langen Artikel aufzunehmen und dann die Beschuldigungen desselben mit Gründen zurückzuweisen! Uebrigens ist das Ansinnen ernstlich nicht ernsthaft gemeint und nur bestimmt, bei den Lesern der Flyvepost sagen zu können: „Seht, das deutsche Blatt wagt nicht, unsern Artikel aufzunehmen und kann ihn nicht widerlegen.“ Das Lügengewebe, mit welchem die Kopenhagener Presse das Land umzogen, reißt an allen Enden und die Presse muß zu den äußersten Mitteln greifen. Erlaubte es uns der Raum, so würden wir den Artikel gern, trotz seiner aberwitzigen Beleidigungen gegen Deutschland, ganz mittheilen, denn es concentrirt sich ziemlich vollständig in ihm jene Auffassung der dänisch-deutschen Verhältnisse, die man, will man sie nicht der ausgetriebenen Lügenhaftigkeit zuschreiben, nur mit der verstocktesten Verblendung entschuldigen kann. Die „Börsenhalle“ hat in dieser Angelegenheit das

möglichst Günstige für Dänemark gethan; sie hat, soviel möglich, immer das dänische Volk von der Kriegspartei und ihrer Presse und gewissenlosen Staatsmännern geschieden.“

Wir begreifen sehr wohl, daß die „Börsenhalle“ den Aufsatz nicht aufnehmen konnte, wir aber, die wir uns die Aufgabe gestellt haben, durch unser Blatt dem Mangel abzuhelfen, welchen die geringe Verbreitung der skandinavischen und niederländischen Sprachen dem Lautwerden der Stimmen aus diesen Ländern in den Weg legte, tragen kein Bedenken, den Aufsatz des „Flyveposten“ hier abzu drucken und ihn somit dem Wunsche des Verfassers gemäß wenigstens zur Kenntniß des deutschen Publikums und der deutschen Zeitungsredaktionen zu bringen.

Was die Stellung der norddeutschen Blätter zu den dänischen Angelegenheiten betrifft, so haben wir uns bereits mehrfach mit dem Verfasser des Aufsatzes einverstanden erklärt; jene Blätter haben sich, durch die Weise, worin sie die deutsch-dänische Frage vom Anfang ihres Entstehens an behandelt haben, wenig Verdienst um Deutschland erworben.

Sichtlich der Berechtigung Deutschlands, sich in die dänischen Angelegenheiten zu mischen, eine Berechtigung, die es allein auf das Princip der Untrennbarkeit der Herzogthümer Schleswig und Holstein basirt hat, so scheint uns freilich, nachdem der Präsident des Reichsministeriums erklärt hat: daß „die Nothwendigkeit der Trennung längst im Principe anerkannt ist,“ die Einmischung Deutschlands den Rechtsboden verloren zu haben.

Wenn wir den Aufsatz, trotz seiner oft zu starken und leidenschaftlichen Ausdrucksweise aufnehmen, und trotzdem, daß der Verfasser mitunter in denselben Fehler, dessen er die norddeutschen Zeitungen beschuldigt, — das Anbringen und die Benutzung von unverbürgten Gerüchten — verfällt, so können wir doch nicht umhin, dem Verfasser darauf aufmerksam zu machen, daß er, mag seine gereizte Stimmung auch begreiflich sein, der Sache, der er das Wort redet, mehr frommen wird, wenn er sich mäsig, wo er zu deutschen Ohren spricht.

Die in dem Aufsatz zerstreuten Bemerkungen über Deutschlands eigene innere Lage und Gestaltung, ist es hier nicht der Platz, zu erörtern; aber wenn wir uns nicht täuschen, indem wir in dem Verfasser einen der nationalsten, auch nicht in Deutschland unbekanntem Schriftsteller wahren, dann ist uns hier nicht zum ersten Male die Gelegenheit geboten, ihn zu bitten, Deutschland dieselbe Gerechtigkeit hinsichtlich seiner eigenen Verhältnisse widerfahren zu lassen, die in unserem Blatte ihm und seinem Vaterlande zu Theil wird. —

Der Aufsatz lautet folgendermaßen:

„Man ist gewohnt anzunehmen, daß die journalistische Presse eines Landes der beste Ausdruck von dem Geiste, der Meinung und der sittlichen Bildung der Einwohner sei. Falls dieses zu jeder Zeit wahr wäre, falls es nicht mitunter durch Besprechungen, Parteebearbeitungen, Besirebungen, um schlecht verdeckte Absichten zu erreichen, oder durch blinden Fanatismus für falsche Anschauungen möglich wäre, bei der Presse eines Landes im Allgemeinen eine Verläugnung Alles dessen, was sich in dem verständigen, gesundfühlenden Theile des Volkes rührt, zu bewirken, was müßte jetzt wohl Dänemark von Deutschland denken, dessen großen Männern es mit so vieler Begeisterung gehuldigt, dessen Sympathieen es so warm getheilt, dessen Kinder es mit so vieler Gastfreundschaft in seinen Schooß aufgenommen, dessen Geistlichkeit es zwei Kirchen in seiner Hauptstadt eingeräumt hat, dessen Poesie und Wissenschaft es so genau kennt und so hoch schätzt, dessen Sprache es unter die ersten Lehrgegenstände seiner Schulen aufgenommen hat? Sollten wir Dänen, die nie deutscher Ehre, deutschem Rechte zu nahe getreten sind, die nie deutschen Boden verletzt haben, die, thöricht genug, nie durch energische Vorkehrungen versuchten, die mannigfachen deutschen Bestrebungen, unsere Nationalität aus ihrem uralten rechtmäßigen Gebiete zu verdrängen, fern zu halten, sollten wir aus den Zeitungen Deutschlands auf das schließen, was sich im deutschen Volke rührt, müßten wir dann nicht annehmen, daß es, unter dem Kampfe gegen treulose, zwei-

Nebenher mag auch der „Eigtuna-Schlüsselstein“ genannt werden. Dieses häufig erwähnte Denkmal liegt dicht am Strande des Mälars, auf dem sogenannten Schlüsselberge, $\frac{3}{8}$ schwedische Meile von der Stadt; es besteht aus einer $\frac{3}{4}$ Ellen breiten und $\frac{4}{1}$ Ellen hohen Klippe, in welcher ehemals ein Pfeil zwischen zwei Schlüsselsteinen eingehauen zu sehen war. Jetzt sieht man nur noch einen Schlüssel; der andere, nebst dem Pfeile, ist mit Moos überwachsen. Der Schlüssel ist $\frac{1}{8}$ Elle lang und ist ganz deutlich zu erkennen zwischen den Ufern am Strande, von dem vorbeifahrenden Dampfbote aus. — Der Ueberlieferungen, hinsichtlich dieses Steines, giebt es mehrere. Unter Anderem wird berichtet, daß die Götter, als sie nach Zerstörung der Stadt mit den obgenannten silbernen Thüren davonzogen, den Schlüssel dazu verloren. Dem Volksglauben zufolge soll der Schlüssel beim Neumondschein noch vom Meeresgrunde herausschwimmern und von einem unschuldigen Mädchen herausgeholt werden können.

Schließlich bemerkt der Herausgeber des eben angezeigten Werkes, daß Eigtuna, nach dem, was er als ausgemacht annimmt, nicht, wie es oft geschrieben ist, mit der von Adamus Bremensis erwähnten Stadt Birca, wo der nordische Apostel Witasgarius predigte, verwechselt werden darf.

Gl. Leifr.

Schwedische Memoiren.

Eine neue Memoirenliteratur scheint nächstens in Schweden aufzublühen. Unter den verschiedenartigen Pflanzen auf diesem Felde sind zu nennen: Denkschrift auf die Schicksale und Thaten des Staatsraths von Wingård, während seines langen Lebens; in einem gewissen originellen, aber zugleich höchst nachlässigen, mitunter fast zu geschwägigen und salbadernden Style, wobei nicht einmal die chronologische Ordnung respektirt wird. — Des Landhauptmanns Gampus Mörner's frohes und trauriges Ehrengedächtniß eines langen Lebens; trockener und weniger originell, als das vorhergehende, aber genauer und mehr wirkliche Thatfachen enthaltend. — Ferner eines Oberstlieutenants Petersen Aufzeichnungen seiner Feldzüge in Belgien, Portugal und Spanien, 1831 bis 1840 u. s. w.

Gl. Leifr.

X **En Droom van Californië.** Kluchtspel met Zang, door Mr. J. van Lennep. (Ein Traum von Californien. Posse mit Gesang, von J. van Lennep.) Amsterdam, P. Meijer Warnars. 1849.

Californien mit seinen Goldgruben, Goldflüssen und Goldquellen hat überall in dem verarmenden Europa die Gemüther gewaltig aufgeregt, und jeden Speculirenden wenigstens mit vielversprechenden Träumen beschäftigt. Daß der Einfluß solcher Träume und Einsichten noch von weit größerer Wirkung auf unsere holländischen Nachbarn, namentlich in den unteren Klassen sein mußte, als dies bei uns der Fall war, läßt sich denken. Der Niederländer ist durch Leben und Lebensberuf weit vertrauter mit der See, als der Deutsche; eine Reise über das Meer hat nichts Ungewöhnliches für ihn; die Beispiele derer, welche nach Ostindien als Unbegüterte gefahren, und dort als Millionäre gestorben sind, wenn sie nicht als solche glücklich wieder heimkehrten, schweben ihm beständig vor; an die vielen Tausende, welche dort eine

Bente des Klimas und des Glends wurden, denkt er freilich nicht; denn von ihnen wird ja auch weit weniger geredet, als von den Glückspylzen, und die Nachricht von ihrem Tode bringt, sobald sie nach Europa gelangt, auch schon das Todesurtheil raschesten Vergessens der Unglücklichen mit. Kein Wunder also, daß die ersten, an das Fabelhafte gränzenden Berichte von den in dem menschenarmen Californien zu gewinnenden Schätzen große Unruhe und Aufregung, namentlich unter den gewerbetreibenden Ständen der Niederlande, hervorbrachten und Manchen verlockten, einen sicheren, wenn auch mühseligen Nahrungszweig aufzugeben, um in jenem Eldorado rasch ein Krösus zu werden. — Aber die Holländer sind gute Aerzte. Wenn sie einen Kranken zu behandeln haben, so untersuchen sie nicht bloß dessen Uebel, sondern wenden auch die größte Aufmerksamkeit auf seine Constitution wie auf seinen Charakter, um sein Leiden aus dem Grunde heben zu können. Als einen solchen Arzt haben wir den Verfasser des vorliegenden Einzelspiels, den beliebten und talentvollen Dichter J. van Lennep, hier zu begrüßen. Er sah ein, daß die beste Art und Weise, den gemeinen Mann von seinen Irrthümern und verderblichen Träumen zu heilen, unbestritten diejenige sei, durch welche das Thörichte und Verkehrte solcher Pläne ihm so verständlich und anschaulich wie möglich gemacht würde; und zu diesem Zwecke dichtete er die kleine Posse, welche gewiß mehr wirken wird, als hundert warnende Abhandlungen und Berichte, die größtentheils gar nicht in das Volk dringen, oder, wenn dies geschieht, entweder von demselben falsch verstanden werden, oder bei ihm keinen Glauben finden. — Auf großen poetischen Werth kann diese vorliegende Kleinigkeit allerdings keinen Anspruch machen. Die Erfindung ist sehr einfach; aber die Situationen sind hübsch ausgeführt; durch das Ganze geht ein gemüthlicher, naiver, idyllischer Ton, der gewinnend zum Herzen spricht. Der Dialog ist lebendig und natürlich und erhält noch einen besondern Reiz dadurch, daß er im Dialekt der unteren Klassen abgefaßt ist; und einige eingestreute Lieder und Couplets sind allerliebste, so daß das Ganze, wenn es einigermaßen gut dargestellt wird, auf der Bühne, nicht allein seinen Zweck gewiß erreichen, sondern auch manchen Andern, der eben kein californisches Geklöse verspürt, auf ein Stündchen angenehm unterhalten wird. Die Fabel ist, wie wir bereits bemerkt haben, sehr einfach. Bei einer wackeren Bäuerin, Frau Grootveld, leben zwei hübsche Dorfmädchen, Klaartjen, ihre Tochter, und Valtjen, ihre Nichte und Pflegetochter. Beide Mädchen sind verlobt; Valtjen mit dem Sohne der Frau Grootveld, Louw; Klaartjen mit einem braven Bauerburtschen, Pieter genannt; aber es fehlen den jungen Leuten leider die Mittel, um in den Stand der heiligen Ehe zu treten, und ihre Pläne, sie zu erlangen sind sehr von einander verschieden. Während Pieter nur darauf sinnt, durch unermüthlichen Fleiß dazugelangen zu können, und sein Lustschloß darin besteht, eine Wiese, welche seil geboten wird, zu kaufen, trocken zu legen und als Gartenland zu benutzen, hat sich Louw von einem Projectmacher Melis Träume von Californien in den Kopf setzen lassen, und beschäftigt sich Tag und Nacht mit dem Gedanken, wie er es möglich machen sollte, dorthin zu reisen, um als ein wahrhafter Goldsohn wiederzukommen. In der zweiten Scene nun setzt er den Uebrigen diese Pläne auseinander. Aber hören wir die Theiligten selbst reden. Louw bemerkt,

daß er ohne Geld eine so große Reise nicht unternehmen könne, und Frau Grootveld antwortet:

Frau Grootveld.
Und wenn Du das Geld dazu hättest, wärst Du wohl Deine Mutter und Deine Schwester verlassen wollen, für die Du doch sorgen mußt? Lieb Du hättest sie lieb? Pui, Louw! Das bist ich nie von Dir gedacht!

Louw.
Euch verlassen? Ja, aber nur auf eine kurze Zeit, um reich zurückzukommen und Euch glücklich zu machen. Seht, Mutter, Ihr habt nur keinen Begriff davon, weil Ihr keine Zeitungen lest; aber man kann's mit Händen greifen; und wenn ich dann wiederkäme, was würden wir uns Alle zu Gute thun! Ich würde Euch ein großes Haus kaufen, Mutter, und einen Stall mit Vieh, und ein schönes Stück Acker und Wäldchen, und würde Euch allen Dreien goldene Ohrenringe machen lassen, so schön und so schwer, wie man sie im ganzen Lande noch nie gesehen hat.

Klaartjen.
Lieber trag' ich in meinem ganzen Leben keine Dreireisen, als daß Du sie so weit holen sollst.

Frau Grootveld.
Ich weiß nicht, Louw, wo Du die Perle her hast. Du auf der See? Weißt Du denn, ob Du nicht seekrank werden wirst?

Louw.
Hätten unsere Voretern ebenso gedacht, wie Ihr Leute, und stets nur still zu Hause geblieben, wie hätten sie dann ihr Vermögen gewonnen?

Pieter.
Das ist nicht ohne; aber Du mußt nicht vergessen, daß, wie ich gelesen habe, diese Leute — ich spreche von denen, die so viele Länder entdecken und so viele Schätze erwarben — sich erst Kenntnisse und Erfahrung sammelten, ehe sie ihre Züge unternahmen, und daß es Dir noch ganz daran fehlt.

Louw.
Als ob man Kenntnisse brauchte, um Geld zu sammeln!

Klaartjen.
Ach, Louw! sprich doch nicht so dumm! Siehst Du nicht, wie Du Valtjen damit betrübst.

Louw. (auf Valtjen zugehend.)
Nun, lieb' Valtjen, beunruhige Dich nur nicht! Mir's Erste reise ich ja noch nicht ab; es verbietet sich schon von selbst.

Pieter.
Ja, und laß uns lieber das Holz in die Scheune bringen; das ist besser, als über unmögliche Dinge schwätzen.

Klaartjen.
Necht! und ich will in den Stall nach der Kuh sehen.

Kommt, eifen wir, nur keine Zeit verloren, und rasch nun unser Abendwerk vollbracht. Süß ist der Lohn, den sich der Fleiß erkohret. Und nach der Arbeit sanft die Ruh' der Nacht.

Die Andern wiederholen den Gesang, und gehen fort; nur Valtjen und Frau Grootveld bleiben zurück, und Valtjen klagt ihrer Tante ausführlich in einem ziemlich langen Liebe, daß Louw sie seit er sich mit den Plänen von Californien trage, bei weitem nicht mehr so liebe, wie früher. Da bringt Klaartjen plötzlich die Nachricht, daß ein alter Onkel gestorben sei, und gleich darauf kommen die Boten mit dem Notarius des Dorfes, der es bestättigt und ihnen mittheilt, daß der Verstorbene Louw sechshundert Gulden vermacht habe, die er sogleich erheben könne. Sie wünschen ihm Glück, daß er nun im Stande sei, Valtjen zu heirathen, und gehen dann fort, um sich zur Ruhe zu legen. In der folgenden Scene behauptet zwar Louw, er wünsche Nichts feuriger, als Valtjen zu heirathen; indessen es ist ihm doch nicht so recht Ernst damit, und es gelingt daher bald Melis, der sich nun zu ihm schleicht, ihn zu bereden, heimlich am nächsten Morgen mit ihm nach London zu reisen, um von dort aus die Ueberfahrt nach Californien zu machen.

Kathien hatte sie belauscht, und als Melis fort ist, fällt sie ihm seine Thorheit vor; aber da er bei seinem Entschlusse beharrt, so meint sie, es sei besser, er gehe, als daß sie nach ihrer Verheirathung von ihm hören müsse; sie habe ihn verhin- dert, sein Glück zu machen; sie gebe ihm daher volle Freiheit. Louw erwiedert, er wolle es noch- mals reiflich überlegen; guter Rath komme über Nacht. Sie verläßt ihn, und er legt sich nun auf der Bühne zu Bette, nach folgenden Worten:

Louw.

Die gute Seele! O, ich fürchte, ich thue Unrecht; aber die Gelegenheit ist so schön, und das fremde Land sieht mich so unwillkürlich an. Nun, wir wollen es beschlafen; mir ist der Kopf schwer von aller Nahrung. Wäre dies vielleicht die letzte Nacht, die ich unter dem elterlichen Dache zu- bringe?

Die Bühne hüllt sich nun in Dampf und Nebel, während das Nachfolgende durch einen unsicht- baren Chor gesungen wird:

Schlaf' nun bis zur Morgenröthe!

Mit der Phantase im Bunde,

Führen wir im Traum Dich fort

Nach dem ferngelegnen Ort,

Wo am Ufer wächst das Gold.

Schlafe, sei der Schlaf Dir hold!

Der Nebel hat sich wieder verzogen, und man erblickt nun auf der Bühne das

Erste Gemälde.

Die Ufer des Sacramentoflusses in Californien. Auf allen Seiten sieht man Leute, welche damit beschäftigt sind, Gold zu sammeln, auszugraben oder im Fluße zu suchen. Alles, selbst die unter- sten Blätter der Bäume und Sträucher, schimmert von Gold. Fremde Vögel sitzen in den Zweigen, und zahlreiche Schlan- gen glänzen in den Felspalten und im Graze. In der Ferne hohe Berge. Das Ganze erscheint in einem phantastischen gelben Lichte.

Chor der Goldgräber.

Das Gold aus den Strömen,

Das Gold aus dem Grund!

Gold, Gold, wo die Augen

Nur gehn in die Mund!

Kommt, lustig gegraben;

Es sammle die Hand

Die Schätze des Wassers,

Die Schätze zu Land!

(Louw tritt auf, noch in der Matrosenkleidung, einen Sack auf dem Rücken, und eine Hacke in der Hand. Er will sich zu die Arbeit machen, wird aber von einem furchtbaren Goldgräber mit einem sehr harschen Wesen daran gehindert.)

Goldgräber. Ei was, Kamerad, hier sind schon Leute genug; wir können Euch nicht brauchen.

Louw. Aber mir dünkt, ich habe doch dasselbe Recht, wie ein Anderer, hier zu graben.

Goldgräber. Das ist wohl möglich, hier ist jedoch eine geschlossene Gesellschaft.

Louw. Eine geschlossene Gesellschaft!

Goldgräber. Ja, ein Club! Warum soll- ten wir hier nicht unsere Clubs haben so gut wie in Europa? Kurz und gut, wir haben beschlos- sen, keine Neulinge unter uns zu dulden.

Louw. Aber.....

Goldgräber. Ich rathe Euch zum Besten, Kamerad. Verzicht es nicht, eine Meile in der Runde hier nach Gold zu suchen, wenn Ihr anders Euer Leben lieb habt. (Er zeigt ihm einen Docht.) Ihr seid gewarnt, nehmt Euch in Acht. (Er entfernt sich und auch die Uebrigen gehen langsam fort.)

Louw. Recht freundlich! — Nun, glücklicher Weise habe ich mir schon Etwas gesammelt; mir wär' übrigens jetzt ein Bissen Brod und ein Schluß Wasser in diesem Augenblicke willkommen, als ein Centner Gold. Wo treibt sich nur Melis wie- der umher? Hier ist es hübsch kühl; ich werde ihn hier erwarten.

Melis (noch hinter den Coullissen). Louw!

Louw. Hier!

Melis (kommt ohne Hut, in schlechten Klei- dern, aber mit Gold und Geräthschaften behängt, und mit Goldklumpen an den Füßen). Na, Junge, was läßt Du mich so allein in der Verlegenheit? Gerade als ob ich Papageno in der Zauberflöte wäre.

Louw. Du bist auch so langsam.

Melis. Na, versuch Du's einmal, rasch zu laufen, beladen wie ich bin, wie ein Pferd vor dem Schlitten, und mit den schweren Klumpen an den Beinen. Sie mögen sagen, was sie wollen, aber unsere holländischen Holzblöcke sind bequemer. Diese goldenen Tanzschuhe sehen zwar scharmant aus, sind aber verteuert schwer an den Beinen.

Louw. Nun, so leicht läufst Du nicht damit, wie ich mit meinen Schuhen.

Melis. Nein, aber laß nur nicht wieder so weit voraus; ich würde Dich wahrhaftig nicht ge- funden haben, hätte mir der lange Kerl mit seinen Backenbärten nicht gesagt, daß ich Dich hier träse.

Louw. So! ist Dir der freundliche Schnapp- hahn auch begegnet? (Er macht eine Bewe- gung, wie mit dem Dolche.)

Melis. Ja wohl; ein lieber Junge! Aber ich habe mich nicht lange mit ihm aufgehalten.

Ich such' zu allen Zeiten,

Mein Freund, bei meiner Ehr'!

Den Umgang zu vermeiden

Mit Kerlen, so wie der.

Man findet hier zu Lande

Seltamen Gruß zumal;

Ich komm', um Gold zu suchen;

Man präsentirt mir Stahl.

Aber laßen wir das! Wie gefällt Dir nun Californien?

Louw. Ja, ich kann nicht sagen, daß es mir arg mißfalle.

Melis. Nicht mißfalle? Mir dünkt, wir brauchen hier ja nur das Gold zu sammeln.

Louw. Ja wohl, wenn uns das Sammeln nicht verboten wird. Und dann ist hier Alles so verzweifelt theuer. Haben wir nicht Alles, was wir gestern gesammelt hatten, heute Morgen dem spitzbüßigen Wirthe geben müssen, um unser Nacht- quartier zu bezahlen?

Melis. Ja, das ist auch wahr; ein habfüch- tiger Kerl! Ich begreife den Golddurst bei den Menschen gar nicht. Wir werden künftig wahr- haftig unter freiem Himmel schlafen müssen.

Louw. Unter freiem Himmel! Ich bedauke mich! Sieh' Dich einmal um!

Melis. Das ist auch wieder wahr: die Schlan- gen! Gerade wie in der Zauberflöte.

Louw. Bei Tage kann man sie mindestens sehen und sich vor ihnen hüten; aber bei Nacht habe ich solche Nachbarn nicht gern.

Melis. Ich kann sie auch nicht brauchen. Aber wie warm ist's hier! Die Sonnenstrahlen stechen, als ob's lauter Nadeln wären. Daß mir auch gerade der Gut in's Wasser wehen mußte; ich weiß nicht was ich darum gäbe, wenn ich einen wieder bekommen könnte.

Louw. Und ich vergeß' vor Durst.

Melis. Da läßt ja der Fluß!

Louw. Mit Gold vermischt.... untrinkbar!

Melis. Nun, das ist so schlimm nicht.

Louw. Was willst Du Dich beklagen?

Melis. Es muß Dir ja behagen!

Louw. Du bist ja kein Prasser;

Melis. Lauf' Du nur nach dem Fluße hier, Du studest nach des Lands Manier

Ein Schlickchen Goldwasser!

Ich muß indessen bekennen, daß mir das Gold- wasser in unserm Dorfe besser schmeckte.

Louw. Spotte nur! Mir ist die Kehle wie verroctnet.

Melis. Ja, ich möchte auch wohl Etwas trinken; eigentlich aber habe ich noch größeren Hun- ger. Soll ich Dir was sagen, Louw?

Louw. Nun?

Melis. Ich wollte, daß für die nächste halbe Stunde alle Goldklumpen, die wir fänden, sich in Speckfämnischen verwandelten. Junge, was hab' ich für eine Sehnsucht nach Speckfämnischen. Warte, da hat Einer was vergessen! (Er nimmt ein Säckchen auf, welches auf dem Boden liegt.) Das fühlt sich an, als ob Kastanien oder Nüsse drin wären.

Louw. (vergnügt). Wirklich?

Melis. Ach, nein! Ich irrte mich; es sind nur Goldklumpchen. Indessen brauchen kann man's immer. (Er hängt es an seinen Gürtel.) Br! wie mir die Sonne auf den Kopf brennt! Hätte ich gedacht, daß es hier so heiß wäre, ich hätte von Holland eine Ladung Sonnenschirme mit- genommen.

Louw (ihn nachäffend). Hätte ich gedacht, daß es hier so heiß wäre! Wie sieh't nun mit allen Deinen Kenntnissen aus, die Du gesammelt hattest? Du erzähltest mir, ehe wir abreisten, Du kenntest überall Wege und Stege; aber das hat sich auch anders gezeigt. Ich dachte Hilfe von Dir zu bekommen, aber ich habe Nichts als Last von Dir gehabt.

Melis. Du bist ein undankbares Geschöpf.

(Sie fügen jetzt ein Duett, in welchem sie sich gegenseitig Vorwürfe machen, und aus dem erhellt, daß Melis behauptet, Louw Alles gelehrt zu ha- ben, und daß dieser hat überall für ihn bezahlet müssen. Endlich sagt:)

Louw. Komm', wir wollen uns keine Vor- würfe machen. Wir sehen nun einmal im Raub mit einander und verbessern unsere Lage nicht durch Zänkerey. Wüßten wir nur einen Ort, wo wir uns etwas erquiden könnten!

Melis. Warte, da seh' ich Jemanden, der uns vielleicht zurecht weisen kann. Heba! Schwar- zer! Komm' einmal her!

Ein Neger (kommt). Was will Massa?

Melis. Kannst Du uns vielleicht zufällig sagen, Schwarzer, wo hier eine Herberge in der Nähe ist?

Neger. Eine Posada? Ja wohl! Massa laufen lang Weg hier und kommen an Posada von Sennor Fernando d'Zbaraa y Figuera y Mas- carenos y Lamvoudos y Souza.

Melis. Was beliebt? Das ist ein langer Name für einen Gastwirth.

Neger. Ja, Sennor ein großer Hidalgo, sein, großer Edelmann.

Melis. So! Na, was kümmert mich das; wenn seine Küche nur gut ist! Aber, sag' einmal, schwarzer Krauskopf, was thust Du mit einer Kappe? Die mußt Du mir verkaufen; durch Dein krauses Haar dringt doch kein Sonnenstrahl.

Neger. Mit Plaisir, Massa! Massa mein Kappen für Kleinigkeiten bekommen kann.

Melis. Für eine Kleinigkeit? Na, laß hören!

Neger. Ich meine Kappen Massa verkaufen für sechs Unzen Gold.

Melis. Sechs Unzen Gold! Das macht, laß sehen; sechs mal sechs ist sechsunddreißig, behalt' ich drei, sechs und drei ist neun.

Louw. Ja, das macht sechs und neunzig Dollars.

Melis. Du träumst wohl, schwarzer Teufel?

Neger. Ich nicht träum; sechs und neunzig Dollars auch gut!

Melis. Alle Donnerwetter! Ich hätte wahr- haftig Lust, ihm die Kappe vom Kopfe zu reißen. Wozu braucht ein solches Schwarzmaul eine Kappe? Fürchtet er, daß ihm sein Gehirn verbrennt?

Louw. Psui, Melis! rauben?

Melis. Ach, lieber Freund! ländlich fittlich! Ich sehe nichts Schlimmes dabei.

Neger (zieht eine Pistole). Wie ist's? Will Massa Kappen kaufen für sechs Unzen Gold?

Melis. Nun ja, weil Du mir sie so freund- lich anbietest! (Er giebt ihm Gold.) Sieh'!

Neger. Hier, Massa: Waagschaalen immer bei Hand! (Das Gold wird gewogen und bezahlt, worauf er Melis seine Kappe giebt.) Viel Glück mit, Massa! (Ab.)

Melis. Ja, laß nur noch, Du schwarzer Affe! (zu Louw:) Und Du siehst mir nicht ein- mal bei! Du bist ein schöner Freund in der Noth!

Louw. Wir sind hier in einem Lande, wo weder Ordnung noch Gesetz herrscht, und wir müs- sen dafür sorgen, uns keine Ungelegenheiten zuzu- ziehen. Suchen wir nun die Herberge, von der der Neger gesprochen hat! Hier diesen Weg! (Beide ab.)

(Die Bühne verwandelt sich in ein Gehölz. Rechts steht ein Haus mit goldenen Dachziegeln. Melis und Louw treten wieder auf.)

Melis. Warte, hier muß es sehn! Es sieht hier reich aus. He! Wirthschaft! Holla! He! Louw. Es scheint, als ob Niemand zu Hause sei.

Melis. Warte, die Thür steht offen. (Er öffnet die Thür. Man sieht Don Fernando auf einem Ruhebett liegen. Er trägt einen breiten Strohhut, hat einen Mantel um, einen Degen an der Seite, einen starken Schnauzbart, und eine Cigarre im Munde.) Siehe, da liegt der Mann mit seinem langen Namen wahrhaftig und schläft. He! Wirth!

Don Fernando (eben aufblickend.) Was bedeutet der Lärm! Wer giebt Euch die Kühnheit, einen spanischen Edelmann in seiner Mittagsruhe zu stören. (Er steht auf und kommt her aus.)

Melis. Was das für ein grober Kerl ist! Sie hatten uns gesagt, Ihr hieltet Herberge.

Don Fernando. Sie haben Euch die Wahrheit gesagt. (Er legt sich auf eine Bank vor der Thür und fährt fort zu rauchen.)

Melis (zu Louw). Junge, bei uns sind die Wirthe höflicher. Er präsentirt uns nicht einmal eine Pfeife.

Louw (zu Don Fernando). Also können wir hier Etwas zu essen bekommen!

Don Fernando. Ohne Zweifel.

Melis. Was habt Ihr?

D. F. Alles.

M. Das ist viel! Habt Ihr Fleisch?

D. F. Nein!

M. Kartoffeln?

D. F. Nein!

Louw. Gemüse?

D. F. Nein!

M. Salat? Endivien? Rüben?

D. F. Nein!

Louw. Fische, Austern, Muscheln, Krabben?

D. F. Nein!

M. Zwieback? Kuchen?

D. F. Nein!

M. Aber was habt Ihr denn?

D. F. Alles.

Louw. Vielleicht Brod?

D. F. Ja, Brod!

Louw. So! Und was habt Ihr zu trinken?

Ich sterbe vor Durst!

D. F. Trinken? Was wollt Ihr trinken?

M. Ja, was habt Ihr?

D. F. Alles!

M. Nun, so gebt mir eine Schaal Antismisch! Der habt Ihr auch Wein?

D. F. Nein!

Louw. Bier?

D. F. Nein!

M. Nun, Genever, Ural?

D. F. Nein!

Louw. Milch, Kaffee, Limonade?

D. F. Nein!

Louw. Aber was habt Ihr denn?

D. F. Alles!

M. Es wird wohl auf Wasser hinauslaufen?

D. F. Gerliches Wasser!

Louw. Nun, so gebt nur in des Himmels Namen, was Ihr habt! Wasser und Brod, wenn's nicht anders ist!

Don Fernando (pfeift, zwei Negerflaven kommen). Ein Diner für die Caballeros. (Die Neger bringen einen Tisch mit goldenen Schüsseln, Tellern und Bechern.)

Melis. Das wird ein reiches Gastmahl!

Louw. Ja! Wir müssen die Feste feiern wie sie fallen. (Er will sich setzen.)

Don Fernando. Halt! erst bezahlen!

Louw. Wie viel macht es?

Don Fernando. Hundert Dollars für Brod und hundert Dollars für Wasser, macht zweihundert Dollars, oder zwölf und eine halbe Unzen Gold.

Melis. Seid Ihr rasend, Kerl?

Don Fernando. Die Caballeros haben es bestellt, die Caballeros werden es bezahlen, oder... (Er winkt; die Neger ergreifen Jeder eine Musquete.)

Melis. Nun, das ist hier ein Satansland!

Louw. Das ist Straßenraub! Und doch, ich erlicke vor Durst. (Er nimmt Gold

aus seinem Sack.) Da! (Die Neger wägen das Gold.)

Melis (setzt sich.) Klares Wasser für hundert Dollars.

Don Fernando. Aber in goldenen Schalen.

Louw. Auf solche Weise werden wir nicht lange behalten, was wir uns sauer erworben haben. (Er hebt den Deckel von der Schüssel.) Ein Bröckchen für uns Beide!

Melis. Und noch dazu unter einem Deckel! Das brauchte doch nicht zu fürchten kalt zu werden! (Er beißt hinein.) Pah! Das ist voriges Jahr auch warm gewesen.

Louw. Und das Wasser ist dagegen lau!

Melis. Man kann sich die Zähne daran ausheizen. Ach! meine vaterländischen Pfannkuchen! Deine Gesundheit, Louw! und was Du siebst!

Louw. O, wüßte ich nur, wie es meinem Maltien jetzt geht!

Melis. Aber sagt einmal, Herr Wirth! wenn Ihr viele solche Diners gebt, da müßt Ihr ja bald reich werden. Grabt Ihr auch Gold? He?

Don Fernando. Ich arbeite? ein spanischer Edelmann! (Er ruft.) Fuogo! (Ein Neger bringt Feuer. Er zündet eine neue Cigarre an.)

Melis. Nicht? Nun, es ist recht angenehm, seine Zeit auf solche Manier hinzubringen. Bist Du fertig, Louw?

Louw. Ja, wir können weiter gehen. Lebt wohl, Herr Wirth!

Don Fernando. Glückliche Reise, Caballeros! (Er geht hinein.)

Melis. Sieh, Sieh! Die vielen Leute die da herkommen! 's ist auch ein Ausrufer dabei! Was mag der verkündigen? (Es kommen mehrere Leute. Der Ausrufer liest eine Proclamation.)

Ausrufer. Da der Gouverneur von Californien in Erfahrung gebracht, daß das Goldgraben viele böse Folgen, Mord und Todtschlag nach sich gezogen, so wird von heute an, allen Inländern und Fremden verboten, ohne besondere Erlaubniß des Gouverneurs Gold zu graben, zu sammeln oder zu waschen. Wer dawider handelt, wird streng bestraft.

Louw. Nun, das sieht gelehrt aus! Gemurmelt unter den Umstehenden.)

Melis. Der mißgünstige Kerl will Alles für sich selbst behalten.

Louw. Ja, die besondere Erlaubniß werden wir nicht bekommen. Uns bleibt nichts Anderes übrig, als die erste beste Gelegenheit aufzusuchen und wieder heimzukehren, und uns mit dem zu begnügen, was wir haben.

Melis. Das ist doch verzweifelt verdrießlich! Aber was gucken uns die da so an! (zu einem der Glücksjäger, der sich ihm naht.) Nun, was ist Euch gesällig?

Glücksjäger. Dürfen wir nicht mehr graben, so wollen wir mindestens uns das Gold suchen, wo wir es bekommen können. Hier, diese Leute haben noch Etwas, herabst sie! (Die Glücksjäger bezwingen Louw und Melis.)

Melis. Was habe ich mit Euch....

Louw. Bleibt mir vom Leibe, oder....

Glücksjäger. Keinen Widerstand, oder Ihr werdet es bereuen! (Melis und Louw werden des Jhrigen beraubt; während des Kampfes senkt sich ein Nebel herab, und die Bühne wird dunkel.)

Es folgen nun noch zwei Gemälde. Auf dem ersten sehen wir Louw und Melis Schiffbruch leiden, und nur mit genauer Noth ihr Leben retten; auf dem zweiten langt Louw als ein Bettler in der Heimath an, trifft gerade zu Klaartzen's und Pieter's Hochzeit ein, die es durch ihren Fleiß so weit gebracht haben, und erfährt zu seiner größten Betrübniß, daß Maltien sich mit einem Andern verheirathet habe. Er wird von den Bauern verspottet, die ihn umtanzen. Zuletzt verschwinden diese, Spuckgeister nehmen ihre Stelle ein; der Tanz wird immer wilder und wilder, bis endlich Louw aus dem schweren Traume erwacht. Es ist

heller Morgen; der Traum hat ihn von seiner Reisewuth geheilt; er theilt das seinen Verwandten mit, läßt Melis allein reisen, und gibt ihnen die Hälfte von der Erbschaft, um mit ihm die Wiese gemeinschaftlich zu kaufen, und so sich durch Fleiß und Genügsamkeit in der Heimath ein besseres Glück zu bereiten. Alles endet nun in Frieden und Freude. — Gut dargefällt, und doch artige Posse auch im Auslande ihre Wirkung nicht verfehlen.

Notizen.

[Neues Drama auf der Kopenhagener Bühne.]

Kürzlich ist ein neues Stück, „Skatens Kine-Kulla“ (die Schwestern auf dem Schiffe), dort zur Aufführung gelangt und mit vielen Erfolge aufgenommen. Das Stück ist ein Schauspiel drama: es führt den Zuschauer zwar nur in eine oft von der Bühne aus gesehene Welt, in das Innere der Gebirge hinein, wo das Gold und das Silber wächst und ihren leuchtenden aber kalten Glanz scheinen werfen, und wo die geschäftigen Geister der Gebirge, der Unterwelt wohnen, wo aber kein Mensch ungestraft hinuntersteigt und sich verdammt darf; es thut aber dieses mit so vieler Feinheit, daß jene so oft gesehene Bilder wiederum neu werden und mächtig fesseln. Es ist die Macht des Goldes über den Menschen, die der anonyme Verfasser schildert hat; diese Macht, die von hinten kommt und die Waffe ist, durch deren Güsse eine niedrigere Welt gegen eine höhere kämpft; das Drama zeigt wie der König des Goldes die Menschen leidet, doch auch, wie er nur die zu verlocken vermag, die bereits die Empfänglichkeit dafür in sich tragen und selbst ihr Haupt von oben nach unten, vom Himmel gegen Erden neigen. Man sieht, wie die Gaben, die jener König verschenkt, sich in eine stete wachsende unersättliche Begierde verwandeln, die erst mit dem Leben endigt. Die Hauptperson des Drama's, Wierika, die sich in das Gebirge begiebt, um während sie dort eine Spindel nach der andern voll des reinen Goldes spinnet und nimmer genug hat, wird alt und grau, ohne zu bemerken daß sie, fast ihren Glücksfaden zu spinnen, nur immer mehr den mehr ihren Lebensfaden ausspinnet. Als sie wieder an das Sonnenlicht steigt und einen Mensch entfernt zu sein glaubt, ist sie fünfundsiebenzig Jahre älter geworden, und das junge volle Mädchen ist in eine gebeugte Gestalt, ohne alles innere Leben, verwandelt. Das Märchen des Drama's ist Wahrheit, so wie alle wahre Poesie es ist, und erregt und ergreifend ruft es dem Zuschauer zu, daß wer da glaubt durch Gold das Glück an sein Leben zu knüpfen, für den geht das Leben selbst verloren. — Hinter der Anonymität des Verfassers verbirgt sich Professor Hauch.

[Christiania - Universitäts.]

Die Zahl der Studierenden an der Universität zu Christiania ist gegenwärtig 550, von denen 490 immatriculirt, 60 Präliminarien sind.

[Lenny Lind.]

Dänische Blätter wollen wissen, daß Lenny Lind Nachrichten und Gerüchte über die Verheirathung des Fräulein Lind und ihr Zurückziehen von dem öffentlichen Leben ganz unverbürgt sind. Die Edlerin ist vielmehr auf's Neue bei der Bühne oper engagirt, und ist kürzlich in La Comedie bula aufgetreten.